

## **Normal und akzeptiert**

### **Eindrücke von der wissenschaftlichen Journalistenausbildung in den USA**

von Horst Pöttker

Anfang August ist es in Washington D. C. so heiss und feucht, dass einem das Hemd am Rücken klebt. Trotzdem hat die "Assosiation for Education in Journalism and Mass Communication" (AEJMC) beschlossen, in der Hauptstadt häufiger als anderswo ihre Jahrestagungen zu veranstalten, so auch 2001. Für einen Journalistiker aus Deutschland, wo es neben der "Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft" (DGPK) keine der AEJMC entsprechende Fachgesellschaft gibt, ist das ein seltenes Erlebnis: 2230 Journalistenausbilder, fast alle von amerikanischen Universitäten, in einem Hotel zusammen, um sich in 24 Sektionen und Interessengruppen über fachliche Fragen auszutauschen. Da auch hier nur dreieinhalb Tage zur Verfügung stehen, zwingt das Programm zum frühen Aufstehen. Um 7.00 a. m. (das ist morgens!) präsentieren wir in der "International Communication Division" unser Papier über journalistische Selbstkontrolle in den Vereinigten Staaten und Deutschland. Mein Partner ist Kenneth Starck, früher AEJMC-Präsident und Direktor der "School of Journalism" an der University of Iowa, wo ich bis Anfang 2002 als Gast tätig sein werde. Das geschieht in Erwiderung eines Besuchs in der Gegenrichtung, bei dem 1999 die Dortmunder Journalistik-Studierenden von Starcks Erfahrungen lernen konnten.

### **Ein paar Daten**

Dass die amerikanischen Journalismuswissenschaftler eine eigene Fachgesellschaft haben, ist kein Zufall. Anders als

in Deutschland ist Journalistenausbildung an Universitäten in den Vereinigten Staaten etwas Normales und gesellschaftlich Akzeptiertes. Es gibt dort über 700 journalistische Ausbildungseinrichtungen, etwa 450 mit einem Angebot von mehr als zehn Kursen, davon z. Z. 108 offiziell akkreditierte Journalistik-Institute oder -Fakultäten an Hochschulen. Von den mindestens 200.000 amerikanischen Journalisten haben über 90 Prozent einen Hochschulabschluss, davon etwa die Hälfte im Fach Journalistik. Im Jahre 2000 haben 38.311 Hochschulabgänger einen Journalistik-Abschluss erworben, die meisten auf dem berufsqualifizierenden B.A.-Niveau, aber immerhin auch 3.300 mit dem zu wissenschaftlicher Tätigkeit befähigenden M.A.-Abschluss und 217 als Doktoren (PhD). Die Hälfte der dafür Ausgebildeten geht nach der Universität in den Journalismus, die anderen tummeln sich auf benachbarten Tätigkeitsfeldern wie Öffentlichkeitsarbeit oder Werbung.

Jenseits der Zahlen lässt sich die breite Akzeptanz hochschulgebundener Journalistenausbildung in den Vereinigten Staaten alltäglich erfahren. Ich habe mein Semester im Mittleren Westen nicht nur zum Arbeiten genutzt. Auf unseren Reisen musste ich vielen der auch in ihrer Neugier sympathisch offenen Amerikanern Rede und Antwort stehen über den Grund meines Aufenthaltes. Die Auskunft, ich sei "visiting professor at the University of Iowa" genügte den meisten nicht. Der Zusatz "for journalism" hat nie eine fragende Miene hervorgerufen, sondern regelmäßig Sympathiebekundungen, besonders wenn über ausgebildete Journalisten in der eigenen Familie berichtet werden konnte.

## **Etwas Geschichte**

Der wichtigste Grund für die Akzeptanz wissenschaftlicher Journalistenausbildung in der amerikanischen Kultur ist die hohe Akzeptanz des Journalistenberufs selbst. Seit der emphatischen Garantie der Pressefreiheit durch das "First Amendment" von 1791 hat sich in den Vereinigten Staaten ein Sinn für das Prinzip Öffentlichkeit und dessen lebenswichtige Bedeutung für moderne, demokratische Gesellschaften entwickelt, der auch in der westlichen Welt seinesgleichen sucht. Daher ist auch das Ansehen des Berufs, dessen Aufgabe das Herstellen von Öffentlichkeit ist, entsprechend höher als in Europa und besonders in Deutschland.

Wo die Aufgabe, die ein Beruf zu erfüllen hat, wichtig genommen wird, entwickelt sich das Bedürfnis nach einer qualifizierenden Ausbildung für die Berufstätigkeit, um sicherzustellen, dass die Aufgabe optimal erfüllt wird. In den USA hat sich dieses Bedürfnis sehr früh entwickelt. Oft wird angenommen, das Konzept der Professionalisierung durch wissenschaftliche Ausbildung ginge auf Joseph Pulitzer, E. W. Scripps und andere große Verleger des frühen 20. Jahrhunderts zurück. Neuere Forschungen zeigen jedoch, dass die Idee der berufsspezifischen Qualifizierung von Journalisten an Universitäten bereits in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts ausgebrütet wurde, und zwar dort, wo Amerika noch heute am amerikanischsten ist, in einem Pionierstaat des Mittleren Westens - Missouri -, dessen Journalisten mit den Kollegen von der Ostküste konkurrieren können wollten. Pulitzer hat dann noch vor dem Ersten Weltkrieg eine journalistische Ausbildungs- und Forschungsstätte an der New Yorker Columbia

University gestiftet, bevor in den 1920er Jahren die meisten der wissenschaftlichen Schools of Journalism entstanden sind.

Zum Vergleich: In Deutschland hat wissenschaftliche Journalistenausbildung praktisch Anfang der 1950er Jahre in Leipzig (DDR) begonnen. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es hochschulgebundene Journalistenausbildung erst seit Mitte der 1970er Jahre, als die Institute in Dortmund (durch Kurt Koszyk) und München etwa gleichzeitig gegründet wurden.

Ein Grund für den Vorsprung der Amerikaner ist sicher ihre Tradition der Praxisnähe von Wissenschaft generell, die den Entdeckern, Pionieren und Siedlern beim Aufbau ihrer neuen Welt dienlich sein musste. Das alteuropäische Konzept purer, interessenloser Erkenntnis konnte in dieser Umgebung kaum attraktiv sein.

### **Beispiel Iowa**

Auch die "School of Journalism and Mass Communication" der für amerikanische Verhältnisse ehrwürdigen, 150 Jahre alten University of Iowa (UI) geht auf die Gründungswelle der 20er Jahre zurück. 1999 hat man hier das 75jährige Jubiläum gefeiert. In Iowa lehrten in den ersten 25 Jahren Berühmtheiten wie der spätere Begründer der empirischen Meinungsforschung George H. Gallup, der Journalismus-Historiker Frank Luther Mott und der Kommunikationsforscher Wilbur Schramm. 1972 ging die wichtige nationale Akkreditierung verloren, die 1978 unter dem Direktor Kenneth Starck aber zurückgewonnen werden konnte.

Heute suchen die 20 "faculty members", etwa die Hälfte davon Frauen, einen neuen Direktor, nachdem der letzte, John Soloski, nach Georgia gegangen ist. Dass sich die schwache Konjunktur unter der Bush-Regierung auch auf den Etat der UI negativ auswirkt, erleichtert die Suche nicht. Bis der neue Direktor da ist, wird das Institut von der Radiojournalistin und erfolgreichen Schriftstellerin Venise Berry geleitet.

Hochschullehrer in den USA werden nicht nach Beamtenbesoldungsstufen und Dienstjahren bezahlt. Wer sich in einer administrativen Position abmüht, verdient wesentlich mehr. Die flexiblere Gehaltsstruktur macht es auch möglich, dass Journalismuswissenschaftler in der Regel etwas mehr bekommen als ihre Kollegen in den philologischen oder historischen Departments. Ein Grund ist, dass viele aus der Medienpraxis kommen, wo auch in Amerika die Gehälter höher sind als in Universitäten. Übrigens: Jeder Wissenschaftler der UI kann sich per Intranet auf den Bildschirm holen, was jede(r) seiner Kolleg(in)en verdient. In Amerika wird das Prinzip Öffentlichkeit eben groß geschrieben.

Auch was die Räume betrifft, befindet sich das Institut in einer Übergangsphase. Die Unterbringung in einem alten Gebäude, das als Universitätsklinik längst ausgedient hat, ist zwar nicht unbedingt zweckentsprechend, fördert aber eine nüchterne Arbeitsatmosphäre, die den Unterschied des praxisorientierten Fachs zu den benachbarten Geistes- und Sozialwissenschaften sinnfällig markiert. Eine eigene Bibliothek hat das Institut nicht, wozu auch: die nahegelegene, ausgezeichnet ausgestattete hat Öffnungszeiten bis zwei Uhr nachts. Die Ausstattung der Büros und Hörsäle (Lehrredaktionen gibt es hier nicht) ist nicht besonders aufregend. Außer dem noch immer am

meisten in Amerika benutzten Festnetz-Telefon sind wie bei uns hauptsächlich analoge Videorecorder, ans Internet angeschlossene Computer (ausschließlich Macs), intelligente und deshalb störanfällige Kopierer und Overhead-Projektoren in Gebrauch. Das Avancierteste ist ein vom ganzen Institut benutzter Powerpoint-Beamer. Im Unterschied zu den Gebäuden der Nachbardisziplinen prunkt auf dem Dach von "Seashore Hall" seit 1998 eine Antennenschüssel zum Empfang von drahtlosen Datendiensten. Geplant, aber von den Etatproblemen der Universität gefährdet ist ein Neubau, in dem auch die Redaktion des "Daily Iowan" (DI) untergebracht werden soll.

### **Curriculum**

DI, die von UI-Studierenden (nicht nur der Journalistik) betriebene Lokalzeitung, ist wesentlich älter als die "School of Journalism", sie erscheint seit 1901. Die Beziehungen zwischen den beiden Einrichtungen sind traditionell eng, heute aber nicht mehr offiziell. Seit 1915 nutzten Teilnehmer an journalistischen Schreibkursen des "English Departments" die DI-Redaktion als Praxislabor. Von 1933 bis 1969 diente sie als obligatorische Lehrredaktion. Dass man seitdem wieder unabhängig voneinander arbeitet, bekommt sowohl der Qualität der Ausbildung als auch der der Zeitung gut. Um sich nicht zu überlasten, verzichtet das Universitätsinstitut bewusst darauf, sich als Medienunternehmen zu betätigen. Und der "Daily Iowan" hält heute unter den drei Lokalzeitungen in Iowa City die mittlere Position. Die höchste Auflage hat die in einem Familienunternehmen erscheinende "Gazette", das Schlusslicht ist der "Press Citizen", der vom weltweit größten Medienkonzern Gannett produziert und vertrieben wird.

Die "School of Journalism" ist auch nicht Herausgeber der von S A G E vertriebenen kommunikationswissenschaftlichen Fachzeitschrift "Journal of Communication Inquiry" oder des an die Medien in Iowa adressierten "Iowan Journalist", obwohl beide Periodika von Mitarbeitern und Studierenden in den Räumen des Instituts redigiert werden.

Welcher Formen bedient sich die Ausbildung, auf welche Inhalte konzentriert sie sich? Größtenteils handelt es sich um traditionelle Lehrveranstaltungen, wie sie sich seit dem Mittelalter in Universitäten bewährt haben. Prinzip ist Nähe zur beruflichen Praxis, ohne die Verhältnisse des Mediengeschäfts imitieren zu wollen, also unter Wahrung der für Wissenschaft spezifischen, auf Qualitätsverbesserung bedachten Reflexion. Der inhaltliche Akzent liegt auf dem medienunabhängigen Kern aller journalistischen Tätigkeiten, dem Recherchieren, Schreiben und Fotografieren in den professionellen Arbeitstechniken und Darstellungsformen, die für die Relevanz von Informationen und ihr Ankommen beim Publikum produktiv sind.

Zusammengenommen bedeutet das: Der wichtigste Teil der Ausbildung besteht aus dem, was wir gelegentlich als "Trockenschwimmkurse" bezeichnen. Solche Nachrichten- oder Reportageübungen unter kritischer Anleitung haben den Vorzug, dass der relative Schonraum, den eine Universität bietet, für das Keimen eines Qualitätsbewusstseins bei den Studierenden genutzt werden kann, das ihr Berufsleben begleiten wird.

Hinzu kommen die üblichen Vorlesungen und Seminare in Mediengeschichte, interkultureller Kommunikation, Medienökonomie, Medienrecht usw. Anders als in

Deutschland, wo manche das für ein Alibi-Thema halten, hat Berufsethik einen besonders wichtigen Platz in der Ausbildung.

Dazu gehört die intensive Beschäftigung mit dem Problem der ethnischen Diskriminierung in Redaktionen und Medieninhalten, um das sich besonders die journalistischen Berufsverbände und andere den Journalismus in kritischer Solidarität begleitende Institutionen wie das "Freedom Forum" in Arlington (Virginia) kümmern. Anders als Deutschland, wo die Vorstellung von einer "Leitkultur" nach wie vor bestimmend ist, verstehen sich die USA ja ausdrücklich als multikulturelle Einwanderungsgesellschaft.

Die hierzulande weniger beachtete Thematik Diskriminierung/Diversität durch/in Medien steht auch im Zentrum der in Iowa betriebenen Forschung, soweit sie sich mir in dem von allen Wissenschaftler(inne)n des Instituts gemeinsam veranstalteten Doktorandenseminar dargeboten hat.

### **Die Medien nach dem 11. September**

Macht sich die berufsspezifische Universitätsausbildung von nahezu der Hälfte der amerikanischen Journalisten in den Medien bemerkbar? Sieht man ihnen den hohen Ethikanteil in dieser Ausbildung an?

Die Fernsehberichterstattung nach den Terrorangriffen auf World Trade Center und Pentagon lässt einen daran zweifeln. Auch die Journalisten von CNN und anderen Informationskanälen haben die professionelle Distanz zu den nationalistischen Tönen und Taten von Präsident George W. Bush und Kriegminister Donald Rumsfeld

weitgehend aufgegeben und berauschen sich seit Monaten an der Propagandazeile "America strikes back". Und auch in der Presse überwiegt Kriegsbegeisterung, wenn man von einer gewissen Besonnenheit in den großen Qualitätszeitungen wie "New York Times" oder "Washington Post" in der ersten Zeit nach dem 11. September absieht, die nur das "Wall Street Journal" bis heute durchgehalten hat. (Damit entfernt sich der Journalismus möglicherweise von seinem Publikum, denn im persönlichen Gespräch mit Amerikanern verschiedener Regionen, Hautfarben und Bildungsschichten hört man oft auch Skepsis heraus, ob der "war against terrorism" nicht eine Überreaktion sei, die die Gefahr globaler Eskalationen heraufbeschwöre.)

Allerdings: Ist das im Dienst der Werbespots brutal durchvisualisierte Fernsehen überhaupt noch ein Medium, an das man journalistische Ansprüche stellen sollte? Und kann man von der wissenschaftlichen Journalistenausbildung billigerweise erwarten, dass sie nach traumatischen Ereignissen wie dem 11. September gegen Reaktionsweisen immunisiert, die in der Natur des Herdenwesens Mensch, also auch in der von Journalisten angelegt sind? Abgesehen davon, dass der Journalismus sich hier gegenüber dem gegenwärtigen globalen Machtzentrum zu behaupten hätte, dessen technologische und militärische Abschirmung unüberwindlich erscheint.

Sieht man von den Folgen des 11. September ab und betrachtet den Alltag zumal der Presse, dann lassen sich Auswirkungen des amerikanischen Systems der wissenschaftlichen Journalistenausbildung durchaus bemerken. Bei Infografiken und Umfrageergebnissen werden verlässlich die wichtigsten methodischen Parameter für die Beurteilung der Daten mitgeliefert, auch

in Massen- und Provinzblättern; die Leser finden in den meisten amerikanischen Zeitungen eine regelmäßige Spalte mit Berichtigungen von großen und kleinen sachlichen Fehlern, meistens auf Seite 2; Nachrichten und Kommentare werden immer noch sauberer getrennt als etwa bei der FAZ, die mit dem Trennungsgrundsatz mehr Eigenwerbung betreibt als sich tatsächlich an ihn zu halten; und sogar in der Weite des Mittleren Westens leisten sich manche Zeitungen einen Journalismuswissenschaftler als Ombudsmann, der bei Konfliktfällen zwischen Redaktion und Publikum schlichtet und auf der Meinungsseite mit den Lesern über berufsethische Fragen diskutiert.

Der wichtigste Unterschied ist, dass in den Vereinigten Staaten niemand über den Sinn der Journalistenausbildung an Universitäten diskutiert, weil ihre Berechtigung selbstverständlich ist, ihre Notwendigkeit kaum noch begründet werden muss. Das ist ein Zeichen der ausgeprägteren Professionalität des amerikanischen Journalismus. Statt über das Ende dieser Professionalität zu lamentieren, wie wir deutsche Kommunikationswissenschaftler es mit Vorliebe tun, unterstützen unsere amerikanischen Kollegen die journalistische Professionalität, indem sie sie in der Ausbildung beharrlich praktizieren.

### **Literatur**

Banning, Stephen A.: The Cradle of Professional Journalistic Education in the Mid-Nineteenth Century. <http://www.scripps.ohiou.edu/mediahistory/mhmjour4-1.htm>

Haiman, Robert J.: Best Practices for Newspaper Journalists. Arlington, Va: The Freedom Forum o. J.

The University of Iowa School of Journalism and Mass  
Communication 75. Iowa Journalist, Spring 1999.